

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 23. September 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 5.

Im Herbst.

Von Anna Hindeldenn.

Im Goldlaub spielt die Sonne;
Ein zarter Duft
Von weichen Sommerfäden
Durchzieht die Luft.

Es spinnt mit zarten Fäden
Ein leichter Schein
Verweht Frühlingstage
Die Seele ein.

Ein — Blüten über Blüten
Am Lebensbaum!
Der Sturmwind hat vertrauen
Den Lenzestraum.

Herbstschauer im Gezeige,
Das Blütenmeer,
Da warb um Frühlingstfreude
Der Baum nicht mehr.

Doch manchmal aus der Ferne
Durchs Fenster Raum
Winkt, unerfüllt geblieben,
Der schönste Traum.

Jugendliebe.

Humoreske von Reinhold Dremann.

Ganz in träumerisches Sinnen verloren,
Schritt Mia Gopher über den weissen Sand
des Strandes dahin. Auch ein kritisches Auge
würde ihr kaum ihre siebenundzwanzig Jahre
angehen lassen, so jugendlich war noch immer
ihre heisere Gestalt, so frisch und rosig die
Farbe ihrer Wangen. Dies keine, anmutige
Gesicht, das selbst im Ausdruck keine
schwerwiegende Grimassen so reizvoll
schien, mußte ohne Zweifel bezaubernd
lieblich sein, wenn der Sonnenschein
der Heiterkeit es verklärte.

Um sie her war all das bunte
Gewimmel des Strandlebens, das sich
zu später Nachmittagstunde in einem
Seebadeort zu entwickeln pflegt. Aber
Mia Gopher schenkte kein acht die geringste
Beachtung, bis sie sich plötzlich im Tone
freudiger Ueberraschung angerufen
sah. Sie blickte auf, und auch ihre Miene
wurde heller, als sie die hübsche,
rundliche junge Frau erkannte, die da aus
einem Strandort heraus auf sie zutrieb.

„Gut! Bist du es denn wirklich?
Welch ein unerwartetes Wiedersehen!“

„Nach einer Trennung von zehn
Jahren!“ lachte das blaugläuliche
Gesicht, ihr einen herzhaften Kuß auf die
Wange drückend. „Denn schon vor
einigen Wochen sind es volle zehn Jahre
gewesen, daß ich aus Neustadt fortging.“

Ein lockiges kleines Mädchen von vier
oder fünf Jahren hatte sich an ihre
Seite geschmiegt, und indem sie dem
Mädchen lieblich durch das feidene
Haar fuhr, fragte Mia:

„Du bist also längst verheiratet?
Wie merklich, daß ich gar nichts
davon gehört habe!“

„Ich hatte eben seinerzeit keine
Ursache, viel Aufhebens davon zu
machen, Verstehe! — Geh zu Deiner
Brüderchen, Esel! Ich komme bald,
und wirst mit Euch zu spielen.“

„Du wirst Dich ja noch erinnern, Mia,
wie hoch hinaus wir dummen
Bastfische immer mit unseren Zukunfts-
hoffnungen wollten. Da habe ich
mich, offen gestanden, anfangs ein-
bilden genirt, meine Neustädter
Freundinnen wissen zu lassen, daß ich
mich mit einem ganz simplen
Geschäftsreisenden begnügt hatte.“

„Einem Geschäftsreisenden? Ach
nein, Esel, das ist nicht Dein Ernst.“

„Gewiß! Und heute schäme ich mich
deffen nicht mehr im mindesten. Na-
türlich hat sich mein Aussehen
dann mit Hilfe meiner Mittelfür selbst-
ständig gemacht und handelt höchst
erfolgreich mit Strumpfwaren und
Tritotogen an groß. Ich kann Dich
versichern, Esel, daß man auch in
einem Milieu von Strumpfwaren
außerordentlich glücklich sein kann.
Vorausgesetzt natürlich, daß man nicht
so sensibel und romantisch veranlagt
ist wie Du. Darf ich fragen, zu
welchen Höhen das Schicksal inzwischen
Dich emporgetragen hat?“

„Zu der höchsten Höhe einer alten
Jungfer, Esel!“

„Du willst Komplimente hören.
Mit dem Altungsfermentum hat es bei
Dir wahrlich noch gute Weile. Ein
bischen erlaubt bin ich freilich. Du
bist also noch immer so wüßerisch,
daß der Reiche sich durchaus nicht findet?“

„Mia seufzte schwermütig. Und
nach einem kleinen inneren Kampfe
sagte sie:

„Ach, Esel, eben jetzt hätte sich der
Reiche vielleicht gefunden. Ein kluger
und vortrefflicher Mann, zu dem ich
mich von ganzem Herzen hingezogen

fühle, hat mir vor wenig Stunden
seine Hand angetragen. Und ich bin
tieftraurig, daß ich ihn ebenso werke
abweisen müssen, wie alle anderen.“

„Du mußt ihn abweisen, obwohl du
ihn gern hast? Das verstehe ich nicht.
Du bist doch die freie Herrin deiner
Entschlüsse.“

Sie hatte die Jugendfreundin mit
sich zu dem zweifelhafte Strandort
gejogen, und Fräulein Mia war er-
stichtlich froh, einem theilnehmenden
Wesen ihr Herz ausschütten zu können.
Mit einem wehmütigen Kopfschütteln
erwiderte sie:

„Gerade das ist es ja, daß ich nicht
mehr die freie Herrin meiner Ent-
schlüsse bin, liebe Esel! Ich habe vor
zehn Jahren einem Manne ewige
Treue geschworen. Und ich fühle mich
moralisch verpflichtet, auf ihn zu
warten.“

„Was — noch nach zehn Jahren?
Du — der Brautstand ist nach meinem
Empfinden ein bißchen zu lang!“

Mia seufzte wieder.

„Ach, wenn man es noch einen
Brautstand nennen könnte! Aber ich
habe den Mann, dem ich meine erste
Liebe weihete, nach einem einzigen
glückseligen Tage überhaupt nicht
widergesehen. Und ich weiß nicht einmal,
ob er noch unter den Lebenden weilt.“

„Die Geschichte ist ja immer ro-
manhafter. Die müßt Du mir ganz
ausführlich erzählen, Esel! Je
weniger ich selbst zu einer Romanheldin
tauge, desto mehr Interesse habe ich
für subtiler veranlagte weiblichen
Wesen.“

„Es ist nicht viel zu erzählen. Ich
weiß nicht, ob Du Dich noch des gro-
ßen Sommerfestes erinnerst, das die
„Harmonie“ in Neustadt aus Anlaß
ihres fünfzigjährigen Bestehens veran-
staltete.“

„Ja, vom Hörensagen. Denn ich
selber konnte damals wegen einer
kühlen Grippe nicht daran teilnehmen.
Aber ich entinne mich recht gut, daß
es wenige Wochen vor meinem Weg-
zuge von Neustadt stattfand, und ein
paar Tage, bevor ich meinen nachherigen
Gatten kennen lernte. Auf diesem
Feste also hast du dich vertrieben?“

Mia Gopher nickte. „Mein Schick-
sal wollte, daß ich während des Tan-
zes einen jungen Mann kennen lernte,
wie ich herrlicher vorher und nachher
keinen gesehen. Es war ein Fremder,
der sich nur vorübergehend in Neu-
stadt aufhielt, ein schlanker, dunkel-
lockiger Adonis mit Feuerhaaren und
einem Feuergeist. Beim ersten Walzer
schon flogen sich unsere Herzen zu,
wie wenn wir von allem Anfang an
einander bestimmt gewesen wären.
Und die Schüchternheit meiner sie-
ben Jahre schmolz vor der Gluth seiner
Leidenschaft dahin wie Schnee in
der Sonne. Noch ehe diese unergel-
liche Festnacht zu Ende ging, hatten
wir uns gelobt, nie mehr von einander
zu lassen.“

„Na — und weiter? — Warum hat
der Adonis bei deinen Eltern, die doch
damals noch am Leben waren, nicht
einfach um dich angehalten?“

„Sein Stolz ließ es nicht zu, Esel!
Denn er war mittellos, und er stand
eben im Begriff, nach Australien oder
Südamerika auszuwandern, um sich
dort unermessliche Reichthümer zu er-
werben.“

„Oh! Und das hat er dann auch
wirklich gekonnt?“

„Ich zweifle nicht, daß er es ge-
than hat. Geschrieben hat er mit nie-
der. Aber das hatten wir von vornherein
verabredet. Sein Stolz und sein sei-
nes Ehrgefühl kränkten sich gegen
eine heimliche Korrespondenz. Eines
Tages — so gelobte er mir — würde
er kommen, mich zu holen — als ein
reicher, angesehener, berühmter Mann.“

„Und darauf wartest du Schatz
immer? Das ist wahrhaftig das Toll-
ste, was ich je in meinem Leben ge-
hört habe.“

„Du solltest mich nicht verspotten,
Esel! Wenn du ihn gesehen hättest, so
wie ich sein herrliches Bild noch immer
unverwischbar im Herzen trage —
wenn du gleich mir einen Hauch seines
wohlbeglückenden Geistes verspürt hät-
test.“

„Das Vergnügen habe ich ja freilich
nicht gehabt. Aber was nützen dir
seine Schönheit und sein Geist, wenn
du dich nur in der Erinnerung daran
vergnügen darfst? Da kann ich dir
auf das Dringendste raten, den An-
derer zu nehmen, zu dem dein Herz
dich jetzt hingieht. Darf man fragen,
wer —“

„Es ist Doktor Herbert Feldmann,
der früher als der Arzt meiner Eltern
viel in unserem Hause verkehrte, und
dem ich jetzt hier im Seebade wieder
begegnet bin.“

„Der?“ rief die kleine Frau lebhaft.

„D, das ist ja prächtig! Auch ich zähle
den ausgezeichneten Mann zu meinen
alten Bekannten, und ich wundere
mich, daß er dir nicht von unferem

Hiersein erzählte, denn er hat sich in
den letzten Tagen schon sehr mit mei-
nem Manne befreundet. Den mußt
Du unter allen Umständen nehmen —
dafür will ich schon sorgen. Aber,
wahrhaftig — der Wolf in der Fabel!
Da oben auf der Dünenpromenade
kommt er eben daher. Ich wette, daß
er nichts anderes sucht als dich.“

Mia's Augen wandten sich nach der
angedeuteten Richtung; aber in der
nächsten Sekunde nahm ihr verästeltes
Antlitz einen Ausdruck höchster Ver-
stärkung an, und ein kleiner Ausruf
des Schreckens kam über ihre Lippen.

„Mein Gott!“ stieß sie hervor.
„Kann es denn Wirklichkeit sein? Der
Herr, mit dem Doktor Feldmann
spricht — es ist — ja, ja, ich kann
mich trotz der furchtbaren Verände-
rung nicht täuschen — er ist es!“

Frau Ellis' lustige Augen waren
tellernd geworden; nun aber blickte
es eigentümlich in ihnen auf, und
sie fragte mit wüthlicher oder meiser-
haft erbeuchelter Unbefangenheit:

„Wer soll es denn sein, Liebste?“

„Es ist Paul Merzbach — der
Mann, von dem ich Dir vorhin ge-
sprochen.“

„Dein Adonis vom Stiftungsfest
der „Harmonie“? Welcher wunder-
bare Zufall! Aber — unter uns ge-
sagt — einen Adonis hatte ich mir
bis jetzt eigentlich etwas anders vor-
gestellt.“

Mia Gopher sah grenzenlos un-
glücklich aus.

„Ach, Du kannst Dir ja keine Vor-
stellung davon machen, wie er sich
damals verändert hat. Dieser
dicke Mensch mit dem aufgeschwem-
men Gesicht! Und wie gräßlich phä-
strös er aussieht — wie beschränkt
und —“

„Na, na — keine Uebertreibung!
Ganz so schlimm ist es doch wohl nicht.
Aber ich will Dir was sagen. Schau:
Bei Eurer ersten Begrüßung bin ich
ebenfalls überflüssig. Ich ziehe mich
auf ein Weichlein zu meinen Kindern
zurück. Im rechten Augenblick werde
ich schon wieder auf der Bildfläche er-
scheinen.“

Sie schlüpfte blitzschnell hinter den
Strandkorb, und Mia würde ohne
Zweifel ihrem Beispiel gefolgt sein,
wenn ihr nicht die Fische im Augenblick
buchstäblich den Dienst verweigert hätten.
So sah sie noch immer wie ein Mar-
morbild auf dem nämlichen Fied, als
die beiden Herren auf sie zutraten —
der hässliche Doktor Feldmann mit
einem jactanten Leuchten in den
Augen, und der dicke Herr Merzbach
mit einem nichts sagenden Lächeln auf dem
nicht ungeschönen, aber wirklich etwas
schwammigen Drogengeicht.

„Gehatet Sie mir, Fräulein Gopher,
ihnen Herrn Paul Merzbach vor-
zustellen“, sagte der Arzt, und der an-
dere verbeugte sich artig.

„Gopher“, sagte er, „Gopher! Der
Name kommt mir so merkwürdig be-
kannt vor. Ich muß ihn nothwendig
schon mal irgendwo gehört haben.“

Der arme Mia kopfte das Herz
bis zum Hals. Aber zu ihrem eie-
nen Erstaunen brachte sie wirklich den
Namen auf, zu erwidern: „Wirklich?
Gehatet es vor zehn Jahren auf dem
Stiftungsfest der „Harmonie“ in Neu-
stadt, Herr Merzbach?“

Sie erwartete und fürchtete nichts
anderes als daß er sie nun mit einem
Auffreie leidenschaftlicher Freude vor
allen Leuten und unter den Augen des
Doktors in seine Arme reihen würde:
Aber nichts dergleichen geschah. Er
wohlwollte die ehemalige Adonis schüt-
telte vielmehr nach kurzem Nachsinnen
mit seinem aufsehend stereotypen
Lächeln den Kopf und meinte gelassen:
„Nein, damals war es wohl nicht.
Auf des Feit aber besinne ich mich
noch ganz gut. Ich habe mich damals
mit einem allerkleinsten kleinen Fräu-
lein guttollt amüßet. Und wenn ich
nicht einige Tage später mein Herz
rettungslos an meine liebe Esel verlor-
ren hätte — wer weiß, was sich da
noch hätte ereignen können.“

Mia Gopher war nicht mehr sehr
weit von einer richtigen Ohnmacht
entfernt. Frau Ellis aber schien nun-
mehr den vorhin erwähnten „rechten
Augenblick“ für gekommen zu halten;
denn hinter dem Strandkorb her-
vorkerkend plätschte ihre helle, frische
Stimme:

„Noma doch einmal schnell her,
Paul! Ich habe dir etwas sehr Wich-
tiges zu sagen.“

Als offenbar sehr wohlgezogener
Gatte leistete der Strumpfwaren-
händler an groß — noch immer völlig
ahnungslos — dem Ruhe Folge. Do-
tor Feldmann aber benutzte das ge-
nauhin Alleenheim, um sich zu We-
terabzuwenden, und mit dem Ausdruck
inniger Bitte zu fragen:

„Sie haben meinen Brief erhalten,
nicht wahr? Darf ich mir Hoffnung
auf eine beruhigende Antwort machen,
liebe Mia?“

Da streckte sie ihm in überströmender
Freude ihre beiden Hände entgegen
und hob ein glückverklärtes Antlitz zu
ihm empor.

„Ja“, sagte sie leise. „Von Herzen
gern: Ja!“

Vermögen in Briefmarken.

Es ist noch gar nicht lange her, daß
man über die Briefmarkensammler
mittheilte den Kopf schüttelte und
den Eifer jener Sonderlinge bespö-
telte, mit dem sie nach bedrudten ab-
wärtigen Jagd machten. Andere
warfen diese überstempelten Papier-
fetzen in den Papier-Korb oder
— wenn sie radikal sein woll-
ten — in den Herd. Im Laufe der
Jahre hat ein durchgreifender Um-
schwung dieser Ansicht Platz gegriffen.
Heute weiß man den kulturhistorischen
Werth von Markenensammlungen zu wür-
digen. Man sieht in ihnen das Spie-
gelbild eines Theiles der Anschauungen
und Einrichtungen ihrer Zeit. Inter-
essanten haben aus Anzeigen und
Korrespondenzen die Zahl der Marken-
sammler zu schätzen vermag. Sie ha-
ben eine ganz unglückliche Summe
herausgerechnet. Nach ihren Angaben
beschäftigen sich heute etwa 1,700,000
Personen mit dem Sammeln von
Marken, unter denen sich, niedrig ge-
schätzt, etwa 250,000 Liebhaber befin-
den, die mit werthvollen Markenensam-
mlungen aufzuwarten imstande sind.

Es wird eine ganz ungeheuer große
Summe sein, die dieser Sport in Um-
satz gebracht hat und immer noch
bringt. Vor dreißig Jahren war es
noch möglich, europäische Marken —
die großen Karitäten natürlich ausge-
nommen — ziemlich komplett um ein-
eige hundert Francs zu erwerben;
heute wird man, um denselben Zweck
zu erreichen, schon etwas tiefer in den
Sack greifen müssen. Heute kostet
eine annähernd komplette Europa-
sammlung, die nur die sogenannten
mittleren Karitäten enthält, zumindest
3000 bis 4000 Francs (\$600—\$800).
Dies selbstverständlich nur in dem
Falle, wenn man Gelegenheit findet,
solche Sammlungen komplett zu er-
stehen. Um wie viel verteuert sich aber
dieser Sport, wenn man mühselig
Marken auf Markte zuträgt, Korrespon-
denzen verzweifeltster Art, ja mitunter
Reifen nicht scheut, um den angestreb-
ten Zweck zu erreichen. Es gibt viele
ältere Sammler, die, zum Verdruss
ihrer jungen Kollegen, zu erzählen
wissen, auf welche billige Art sie werth-
volle Marken zu erobern verstanden.
Die seltensten Exemplare erhielten sie
von Freunden und Bekannten, die in
Unkenntniß ihres hohen Werthes sie auf
alten Korrespondenzen fanden und sie
statt in den Papierkorb zu werfen,
ihrem Freund zum Geschenk machten.
Keine Freundschaft ist so groß, die zu
Geschenken veranlassen könnte, die un-
ter Umständen von Liebhabern um
fünfzig und hundert Francs gekauft
werden.

Der Werth einzelner Marken ist so
enorm hoch, daß der Laie darob die
Hände über den Kopf zusammenschla-
gen würde. Heute existirt eine Mar-
ke, für die nicht weniger als der Preis
von 35,000 Francs (\$7000) bezahlt
wurde. Es ist dies die blaue Zwei-
Pence-Marke der Mauritius, die im
Jahre 1847 gedruckt wurde. Selbst-
verständlich kennt jeder Markenman-
ner den Besitzer dieser Marke: er muß
schon besser dotirt sein, wenn er nahe-
zu ein halbes Hunderttausend Francs
für ein einziges Stück seiner umfang-
reichen Sammlung zu zahlen imstande
ist. Man wird es auch leicht glauben,
wenn man den Namen dieses glück-
lichen Besitzers nennt. Es ist der gegen-
wärtige König von England, der frü-
here Prinz von Wales, der um den
Besitz dieser Marke trotz ihres enorm
hohen Preises einen schweren Kampf
auszufechten hatte. Sie kam im
Jahre 1904 bei einer Auktion in Lon-
don zur Versteigerung. König Georg
hatte eine Mittelsperson mit dem Kauf
dieser Marke betraut. Hunderte von
Besitzern größerer Markenensammlungen
betheiligten sich an der Licitation und
mussten schließlich schweren Herzens
den kapitalstärklichen Anwärter unter-
liehen, dem König von England, die
Palme überlassen.

Man wird vielleicht den Preis die-
ser Marke begreifen, wenn man be-
denkt, daß lediglich neun Stück von
dieser Spezies gefunden wurden. Die
übrigen vielen Tausend Stück, die zu-
sammen mit den erhaltenen die Druck-
anfertigung verließen, wurden von den
Empfängern der mit ihr versehenen
Briefen achtlos in den Papierkorb ge-
worfen. Es wird unklar auszurech-
nen sein, welche horrenden Summe
leichtfertig, in des Wortes wahrstem
Sinne, zum Fenster hinausgeworfen

wurde. Die übrigen acht Befiger sind
gleichfalls Angehörige höchster Finanz-
treffe, die mit großer Genugthuung das
Ergebnis der Londoner Auktion im
Jahre 1904 zur Kenntniß genommen.

Eine andere, geringer, aber inter-
essant noch hoch genug bewertete Karität
ist die Zwei Cents-Marke, rosa, von
Britisch-Guyana, gedruckt im Jahre
1857. Sie wird von Liebhabern mit-
unter mit der noch immer ganz respek-
tabeln Summe von 25,000 Francs
(\$5000) bezahlt. Auch hier liegt die
Ursache des enormen Kurstwerthes die-
ser Marke in ihrer verhältnismäßig
großen Seltenheit. Allerdings gibt es
bereits mehr glückliche Befiger, als bei
dem Mauritius-Exemplar. Es sind
nicht allein zuhereuropäische Postwerth-
zeichen, die in Liebhaberkreisen so au-
ßerordentlich stark gesucht werden. Sie
übersteigen wohl die Zahl der euro-
päischen Marken; das hat natürlich
seine guten Gründe. Der postalische
Verkehr des überseeischen Auslandes
mit Europa ist heute selbstverständlich
nicht so stark, als der postalische Ver-
kehr der Europaländer untereinander.
Geschweige denn vor einem halben
Jahrhundert. Es hat sich also viel
häufiger die Gelegenheit ergeben, eu-
ropäische Marken zu erhalten und zu
bewahren, wohl auch aus dem Grunde,
als das zivilisiertere Abendland ras-
cher und intensiver Verbindniß für
den Werth dieser Zeichen hatte, allein
wie gesagt, es gibt auch europäische
Marken, die hoch genug bezahlt wer-
den. Die Marke, 81 Parale, für den
Verkehr in und aus der Molbau, aus
dem Jahre 1858 mit dem charaktis-
tischen Ochsenkopf im gepalteten
Feld als Wappen, wird heute mit
8000 Francs bezahlt. Diese Marke,
von Frachtmännern Cap de bou
(Ochsenkopf) genannt, ist, nachdem
Rumänien Königthum geworden,
außer Kurs gesetzt. Mit Rücksicht auf
den minimalen Verkehr aus der Mol-
deu in den fünfziger Jahren des vor-
igen Jahrhunderts, kamen verhältni-
smäßig wenige Exemplare in Verkehr,
doch findet sie sich heute bereits in
mehreren allerdings sehr großen
Sammlungen. Ihr Werth ist dadurch
nicht gesunken.

Besonders großer Werth wird von
Sammlern auf Fehldrucke gelegt. Sie
haben einen überaus großen Kuriosität-
werth, da sofort nach Feststellung
des Fehlers die ganze Auflage von der
betreffenden Behörde eingezogen wird.
Nun ist es immerhin möglich, daß bis
zur Feststellung des Mantos doch einige
Exemplare in Verkehr gelangen.
Selbstverständlich kann es sich lediglich
um einige wenige Stücke handeln, die
den Preis der Marke wesentlich erhö-
hen. Besonders stark wird auf einen
sächsischen Fehldruck Jagd gemacht.
Gründungsheils, ohne Glück, weil die
Erzeugnisse in Verkehr gesetzten Exem-
plare bereits in festen Händen der
Liebhaber sind. Wenn sie doch erreicht
würde, so ist sie mit der Summe von
2000 Francs (\$400) ziemlich preis-
werth gekauft.

Auch Oesterreich hat eine große Reihe
von Karitäten aufzuweisen. Infolge
des großen Wechsels der im Betriebe
befindlichen Postwerthzeichen hat sich
wiederholt eine Steigerung des Lieb-
haberwerthes geltend gemacht. Nämlich
gekauft wird die zinnoberrote Sech-
streuer Zeitungsmarke aus dem Jahre
1856. (Merktopf). Sie wird von
Liebhabern gern mit \$400 bezahlt.
Zahllos sind die Marken aller europä-
ischer Staaten, die im Preise zwischen
400 und 600 Francs schwanken. Sie
gehören zu den sogenannten „mittleren“
Karitäten. Eines dieser Stücke
ist fast in jeder größeren Markenman-
nung zu finden. Damit gibt sich na-
türlich ein erster Markenmannter nicht
zufrieden. Was echtes Sammellobst
gibt, gibt die Jagd auf schöne Stücke
nicht auf — auch wenn noch so große
materielle Opfer damit verbunden sind.
Wie bei anderen Liebhabergegen-
ständen, ist auch bei Marken der Preis
oft künstlich in die Höhe getrieben und
auf dieser Höhe erhalten worden. Die
stetige Zunahme der Sammler, mitunter
auch durch berechnete Spekulationen
von Händlern, haben es erreicht, daß
solche Marken, die man eher oft als
selten findet, trotzdem stark verlangt
wird und deswegen im Preise unver-
hältnismäßig gestiegen ist. So konnte
jeder Sammler ohne viel Anstrengung
in den Jahren 1880—1888 die rothe
Drei Pfennig-Marke aus Sachsen um
den Preis von 2, höchstens 4 Dol-
lars erhalten, heute wird man Mühe
haben, das gleiche Stück um einen Preis
von 30 bis 40 Dollars zu bekommen.
Mit besonderem Glück wurde die
Praxis der Preissteigerung bei so ge-
nannten kleinen Seltenheiten durchge-
führt. Vor etwa zehn Jahren war die
österreichische Drei Kreuzer-Marke,
schwarz, aus dem Jahre 1858, noch um

50 Heller zu haben. Es gab wohl keine
Sammlung, in der diese Marke nicht
zu finden gewesen wäre. Heute zahlen
Liebhaber für schöne Exemplare dieser
Marke ganz gern vier Kronen. Sie
finden sie aber verhältnismäßig selten.

Nicht alle Karitäten erhalten ihren
großen Werth. Die oben mitgetheilten
Preise gelten nur von Stücken, die ta-
dellos erhalten sind. Ein kleines
Manko, ein Schönheitsfehler, kann eine
sonst sehr werthvolle Marke theilweise,
mitunter sogar ganz entwerthen. Zer-
rissene, verschnittene, beschmutzte und
sogar auch stark verstopfte Marken
sind ganz werthlos. Die zinnoberrothe
österreichische Merktopfmarke, die in gutem
Zustande einen Werth von 2000
Kronen repräsentirt, würde, härter
beschädigt, um 12 Kronen preiswerth
verkauft.

Nicht jede alte Marke ist werthvoll.
Oesterreichische Marken aus den Jah-
ren 1850—1866, speziell in den Far-
ben rothbraun und blau, haben noch
heute keinen größeren Werth erlangt,
als 1—3 Heller pro Stück. Allerdings
wird die gleiche Marke in gelb, grün
und schwarz schon mit 15 Hellern bis
zu vier Kronen bezahlt.

Die zur Sammellobst gezeigerte
Liebhaberei wird wohl die Durch-
suchung der Dachböden und Kumpel-
kammern nach alten Korrespondenzen
veranlassen haben. Es wird also auf
solche glückliche Zufälle kaum noch zu
rechnen sein. Sollte der unglückliche
Zufall doch eintreten, so wird man gut
thun, sich an Liebhaber zu wenden, die
selbstverständlich höhere Preise zahlen,
als Händler, die ihren Profit heraus-
schlagen müssen.

Als Beispiel für einen guten will-
kommenen Fund diene folgendes Hi-
storien, das den Borzug hat, wahr zu
sein: In den 90er Jahren fallierte ein
altes Handelshaus in Triest. Der
Reichthum überlebte diesen schweren
Schicksalsschlag nicht. Die Hinter-
bliebenen waren in größtem Glend.
Die Gläubiger pfändeten das ganze
Inventar und ließen der Familie ledi-
gich einige alte werthlose Stücke zu-
rück. Beim Durchstöbern des Mobiliars
fand die Witwe in einem alten
Kasten, in Bündeln geschnürt, die ganze
Korrespondenz aus den Jahren 1850
—1870. Die Marken davon brachten
einen Erlös von nicht weniger als 16,
000 Kronen. Sie war somit vor der
drückenden Noth geschützt.

Der königliche Republikaner.

Eine Anekdote von Viktor Emanuel
II. von Italien erzählt A. de Maugny
im „Gaulois“. Es war nach 1870,
als ein französischer Diplomat, der
unter dem Kaiserreich eine hohe Stel-
lung bekleidete hatte, im Laufe einer
italienischen Reise von Viktor Eman-
uel in Florenz zur Tafel geladen
wurde. Der König erkundigte sich mit
dem größten Interesse nach dem Be-
finden Napoleons und der Kaiserin
Eugenie. „Die armen Menschen!“
sagte er, „ich bedauere sie von ganzem
Herzen. Ihr Anblick betreibt mich
wirklich und aufrichtig; kann ich doch
nie vergessen, was der Kaiser für mich
gethan hat!“ Der König blieb nach die-
sen Worten ein paar Minuten lang in
Schweigen versunken und sagte dann
lächelnd: „Das wird heute oder mor-
gen übrigens uns allen passieren. Was
mich betrifft — ich pfeife darauf, denn
ich bin schon lange Republikaner; aber
für die anderen wird das nicht sehr
heiter sein!“

Reider aus Seetang.

Zur den australischen Gewässern
sind jüngst große Mengen einer Meer-
spinnwebpflanze entdeckt worden, deren
Fasern zum Spinnen und Weben geeig-
net sein sollen, und in dieser Hinsicht
an Brauchbarkeit hinter den bekann-
ten Landspinnweben, die die Textilin-
dustrie verwerthet, kaum zurückstehen
sollen. Nach einem Auffah im „Cos-
mos“ handelt es sich um eine Angehörige
der Familie der Rajabaceen, die
Pseudis Australis, eine Pflanze, die
man bisher nur im Spencer-Golf im
Süden von Australien, entdeckt hat.
Dort sollen Millionen Tonnen dieser
Pflanze im Wasser schwimmen. Sie
scheint sehr vielseitig verwendet und
im reinen Zustande oder mit Wolle
gemischt gesponnen oder gewebt
werden zu können. Besonders werthvoll
ist die Eigenschaften, daß die Faser sich
ebenso gut färben läßt, wie Wolle
selbst.

Infant terrible.

„Tante, mich friert.“

„Aber, Küchlein, schäm' Dich — bei
dem schönen Wetter zu frieren; sieh
mich friert garnicht.“

„Ja, Tante, Du hast auch ein dicker
Fell, hat der Papa gesagt.“